

Liebe und biografische Selbstthematization: Generationswandel im modernen Kulturmuster Intimität

Herma, Holger

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Herma, H. (2006). Liebe und biografische Selbstthematization: Generationswandel im modernen Kulturmuster Intimität. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 3555-3563). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142743>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Liebe und biografische Selbstthematization. Generationswandel im modernen Kulturmuster Intimität

Holger Herma

1. Einleitung

»Für die meisten Gefühle haben wir keinen passenden Ausdruck mehr. Wir haben Hunger und sagen, dass wir arbeiten wollen. Wir frieren und sagen, dass wir ein Haus besitzen wollen. Wir sehnen uns nach Solidarität und sagen, dass wir verliebt sind. Die Liebe ist nur ein Trümmerhaufen der Gefühle und die Familie eine Neurosenküche. Der Mann unterdrückt die Frau, die Frau rächt sich am Kind, das Kind ist eifersüchtig auf den Vater, der Vater hat ein schlechtes Gewissen vor der Mutter. Die Mutter erdrückt das Kind mit Liebe. Das Kind versucht zu fliehen. Der Vater gibt der Mutter die Schuld. Die Mutter erinnert an die Pflicht. Der Vater vertritt den Staat. Das Kind revoltiert. Die Mutter weint, der Vater schlägt zu. Es gibt einen Faschismus der Gefühle. Wir sprechen diese Wahrheit aus. Danach ist nichts mehr so, wie es vorher war« (Reitz 1993: 896).

Die soeben zitierte Textpassage entstammt der Filmchronik ›*Die zweite Heimat*‹ von Edgar Reitz. In der ausgewählten Szene liest der Protagonist ›Hermann‹ in einer Ausgabe der Illustrierten ›Stern‹ aus dem Jahre 1968 von einer ›Deutung der Liebe‹, zu der sich die Kommunardin ›Katrin‹ bekennt. Der Artikel ist überschrieben mit: ›Das ist die Liebe der Kommune‹. Es handelt sich dabei zwar um eine authentische Ausgabe des Sterns aus dem Spätherbst 1968 mit dem Titel ›Deutschlands schönste Kommunardin‹, in der ein Interview mit Uschi Obermaier (›Kommune I‹) abgedruckt ist. Allerdings ist dieser Text in der Originalausgabe der Illustrierten nicht zu finden, und Edgar Reitz ließ auf Anfrage verlautbaren, er habe sich die Passage selbst ausgedacht. Auch wenn, oder vielleicht gerade weil es sich damit um eine kollektive Selbstbeschreibung aus ›zweiter Hand‹ handelt, zudem die Textpassage insgesamt stilisiert und überzeichnet wirkt, werden darin Regeln der Selbstpositionierung im historisch Sozialen sichtbar.

Zunächst ist ganz auffallend von einem ›Wir‹ die Rede. Dieses ›Wir‹ trifft Aussagen über sich selbst und setzt sich dabei in ein Verhältnis zur Gesellschaft, von der es umgeben ist. Kurz: Es trifft eine Art Gegenwartsdiagnose. Drei Deutungsaspekte stehen dabei im Zentrum: Eine Kulturdiagnose (›Es gibt einen Faschismus der Gefühle‹), eine Selbstbeschreibung kollektiver Inkompetenz (›keinen passenden Ausdruck für eigene Gefühle finden können‹), und schließlich eine Lösungsstrategie bzw. eine Handlungslogik als Reaktionsweise auf die wahrgenommene Problemlage,

also das »Aussprechen von Wahrheit«. Folgt man der Logik von Katrins Liebes-Deutung, ist die Suche nach einer »passenden Form« für »Gefühle« im Wertesystem der restaurativen Nachkriegszeit nicht mehr erfolgreich, hier ist gewissermaßen *kein* passender, kein authentischer Ausdruck für den gehegten Selbstentwurf möglich. Die bürgerliche Familie wird als Quelle sozialer Pathologie wahrgenommen, deren Welt der Liebe erscheint als Trugbild und als Maske für sich dahinter vollziehende Entfremdung und Zerstörung. Die regulative Idee, die hier das Bild der Liebe bestimmt, ist die Idee der Entlarvung des Falschen und der Forderung nach Selbstaufklärung über ein noch zu findendes »Wahrhaftiges«. Eine Grundüberzeugung, für die die akademische geprägte Jugend der von Edgar Reitz ins Auge gefassten Geburtsjahrgänge in den Theorieangeboten sozialpsychologischer Provenienz von Wilhelm Reich bis hin zu den klassischen Vertretern der Kritischen Theorie Ende der 60er Jahre sozusagen institutionelle Absicherung fanden.

Meine Grundüberlegung ist damit benannt: Soziales Wissen ist immer historisch situiert, so auch das Wissen über Liebe. Ausgangspunkt einer hier erörterten, eigenen Untersuchung ist die Frage nach dem Bedeutungswandel romantischer Liebe in biografischen Selbstbeschreibungen. Dazu ziehe ich das Konzept der »historischen Generation« in der wissenssoziologischen Tradition Karl Mannheims als theoretischen Bezugsrahmen heran. Datenbasis der Untersuchung sind 28 offen und halbstandardisiert geführte Interviews mit Personen der Geburtsjahrgänge 1940–1980, die in der Bundesrepublik Deutschland geboren sind und mittleren sowie höheren Bildungsschichten angehören.

Was daran kann für eine Soziologie intimer Beziehungen aufschlussreich sein? Grundsätzlich bieten sich hier Anknüpfungspunkte zur Analyse von Identitätskonstruktionen in der bundesdeutschen Nachkriegszeit; dafür, wie Repräsentationen auf der Subjektebene in Austausch mit objektiven Rahmenbedingungen im kulturellen System stehen, spezieller bezogen auf die Forschungsfrage aber auch, wie sich Vergesellschaftung im Privaten aus der Perspektive einer Verzeitlichung des Sozialen nachvollziehen lässt.

In Abschnitt (2) werde ich den Forschungsfokus näher darstellen und in Abschnitt (3) meinen Generationenansatz erläutern. In Abschnitt (4) folgen zwei kurze Fallvignetten zur Illustration, und in (5) werden Schlussfolgerungen für die Untersuchungsfrage diskutiert.

2. Romantische Liebe und »authentisches Selbst«

Wenn Günter Burkart (1998) romantische Liebe als »historisch variables Kulturmuster« fasst, sind die zentralen Merkmale Intersubjektivität und Historizität bereits

implizit angesprochen. Kern der romantischen Liebesbeziehung ist das Prinzip der »individuellen Höchstrelevanz des (geliebten) Anderen um seiner selbst willen«, das heißt in der Liebe ist das Individuum als ganze Person einbezogen und nicht als Rollenträger (vgl. Corsten 1993, Lenz 2003). Aus diesem Grund dominiert in der einschlägigen Forschung zur Genese des romantischen Liebesideals eine modernisierungs-, bzw. individualisierungstheoretische Perspektive. Ausgehend von frühen Theorieansätzen zur Liebe bei Georg Simmel und Max Weber kommt romantischer Liebe in Kontrast zu den unpersönlichen Kommunikationen einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft eine besondere Verheißung zu: sie verspreche »Ganzheit des eigenen Selbst, also einen sozialen Ort, wo das eigene Ich als »echt«, als »authentisch«, eben als widerspruchsfrei erlebt werden könne. Dabei erscheint die auch in der Liebessemantik relevante Suche des Individuums nach einer »sozial validen Definition« (Luhmann 1982) des eigenen Selbst als Konsequenz davon, dass die moderne Individualitätssemantik die Suche nach persönlicher »Authentizität« und »Identität« in das Zentrum moderner Selbstentwürfe überhaupt gestellt hat.

Der Forschungsstand zum Bedeutungswandel der Liebe in kleinen Zeitformaten fällt jedoch eher schmal aus. Trotz einer Reihe existierender Arbeiten bleibt vor allem die Ebene des realitätsverarbeitenden Subjekts vernachlässigt. Ausgehend von diesen Defiziten ist mein Interesse gerichtet auf die bislang in der Literatur kaum beachtete Frage, wie sich das »individuelle Ich« in seinem Selbstentwurf in der Liebe zugleich als »historisches Ich« entäußert, denn die individuelle Lebens- und (Liebes-) Problematik ist immer auch Ausdruck historischer Spielräume. Sie ist gebunden an das Selbstbeschreibungsrepertoire der Zugehörigen einer jeweiligen historischen Zeit, verknüpft mit den dort gegebenen kollektiven Problemkonstellationen und vermittelt durch darauf bezogene Deutungsleistungen. Insofern erscheint es theoretisch wie empirisch lohnend, den Blick auf Konstruktionen im Verhältnis von »Ich«, »Wir«, »Gesellschaft« und »Geschichte« im Spiegel solcher Liebes-Deutungen zu richten, in denen mit historischen Zeitbezügen argumentiert wird, denn hierbei handelt es sich um eine bislang wenig beachtete spezielle Form des Selbstbezugs, dem »Ich« in der Liebe eine konsistente (narrative) Form zu verleihen. Umso mehr ergibt sich vor dem Hintergrund des massiven Wandels privater Lebensführung seit Gründung der Bundesrepublik – etwa der Erosion traditioneller Ehe, Beziehungs- und Familienregimes und dem Wandel von Geschlechternormen und Geschlechterordnung – die Relevanz der Frage danach, wie dieser Wandel Eingang in biografische Selbstthematisierungen findet.

Insofern zielen meine Überlegungen auf die innerhalb der Soziologie der Liebe durchaus vernachlässigte zeitdiagnostische Perspektive in kleinen Zeiteinheiten. Genau hier bietet sich der Rekurs auf das Konzept der historischen Generation an, denn damit lässt sich eine Verbindung zwischen Individualgeschichte und Kollektivgeschichte abseits von Theorien »langer Dauer« adressieren.

3. Das Konzept der historischen Generation

Karl Mannheims wissenstheoretische Ausgangsüberlegung zielt auf die gemeinsame soziale Lagerung benachbarter Geburtsjahrgänge. Die kollektive Teilhabe an einer bestimmten historischen Ereignisfolge erzeuge die Chance eines Generationszusammenhangs, denn durch die gemeinsame Erlebnisschichtung ergebe sich ein generationsstiftendes, sozialisationsgeschichtliches »davor« und »danach«. Als vermittelnde Schnittstelle setzt Mannheim die besonders impressiv-empfindliche Lebensphase der Adoleszenz, in welcher in biografisch besonderer Weise um eine stabile Ich-Identität gerungen werde. Das Gemeinsame einer Generation zeigt sich für Mannheim daher im Nachweis eines gemeinsamen Problemhorizonts, der, wenn auch vielfältig transformiert, in späteren Lebensphasen bindend bleibt. Auf einer solchen Basis gemeinsamer Erfahrungsaufschichtung und Wirklichkeitsdeutung können sich Generationen *gegeneinander* profilieren, sie können aber auch *intern* differieren, dort, wo die Verarbeitung des bindenden Generationszusammenhangs in verschiedene *Generationseinheiten* streut.

Die Beschreibung historischer Generationen lässt sich mindestens in zweierlei Hinsicht angehen: zum Beispiel als eine Art generationsspezifischer Habitus (Overmann 1994), oder als ein biografisches Zurechnungsschema, das heißt als eine Zurechnungsgröße, das Gewordensein des eigenen Ichs zu erklären und zu begründen. Alois Hahn (1987) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen zwei Formen von Identitätskonzepten: Dem »implizitem« und dem »explizitem Selbst«. Einmal ergebe sich Identität laut Hahn als Inbegriff von im Laufe des Lebens erworbenen Gewohnheiten, Dispositionen und Erfahrungen, die das Individuum prägen und charakterisieren. Hahn spricht hier vom Ich als einem Habitusensemble, bzw. dem »impliziten Selbst«, das aber nicht deshalb schon im eigentlichen Sinne selbstreflexiv sei, sondern nur ein Selbst »an-sich« darstellt. Das »explizite Ich« hingegen mache »seine Selbstheit ausdrücklich« und erhebe sie als solche zum »Gegenstand von Darstellung und Kommunikation« (ebd.: 10).

Geht man davon aus, dass das Sprechen über Liebe einer dieser, wie es Alois Hahn nennt, »Spezialkontexte« darstellt, das heißt einen sozialen Ort, an dem die biografische Identität zum Ereignis wird, lässt sich der Frage nachgehen, wie sich Verknüpfungen von personaler Identität und historisch-kultureller Identität empirisch verfolgen lassen, die sich sowohl in Auffassungen von Liebe als auch in darauf bezogenen Selbstentwürfen auffinden. Es müsste also aufgezeigt werden können, wie die historische Zeiterfahrung in der individuell-biografischen Entwicklung im Kollektivzusammenhang einer Generationslagerung kulminiert.

4. Zwei Fallvignetten

Überschwendend von der Deutung der Liebe bei der fiktiven Kommunardin »Karin«, deren Geburtsjahrgang etwa Ende der 40er Jahre hätte liegen müssen, ist die interviewte Arbeitstherapeutin Gisela T., mit dem Jahrgang 1961 bereits etwa 15 Jahre jünger. Für Gisela T. sei, so sagt sie gleich zu Beginn des Interviews, eine »wahre Erfüllung« in der Liebe unmöglich. Sie führt das zurück auf eine grundlegende Wesensdifferenz zwischen Frauen und Männern und objektiviert ihre Deutung am Beispiel des eigenen Ehemannes, bei dem eine grundsätzlich andere Ebene »gefühlter Berührung« existiere. Gisela T. präzisiert diese Ebene als »geistige Ebene«, an anderer Stelle auch als »Goethe-Ebene«, insofern ihr Mann Literaturliebhaber sei, und sich ausschließlich auf dieser Ebene »angenommen fühle«, er sei in der Liebe vor allem nur dort »erreichbar«.

In diesem Zuge kommt sie auf eine Talkshow im Fernsehen zu sprechen, bei der die 1929 geborene Filmschauspielerin Lieselotte Pulver anwesend war. Mit Bezug darauf revidiert Gisela T. ihre Eingangsdeutung, denn dort sei ihr eine gelungene Hingabe vor Augen geführt worden: In der Talkshow sprach Frau Pulver davon, ihren Ehemann »vergöttert« zu haben, zugleich hatte sie ihr Bedauern gegenüber späteren Frauengenerationen ausgedrückt, welche sich nicht in adäquater Weise einem Mann hingeben könnten. Mit diesem Bekenntnis habe Frau Pulver das anwesende Publikum polarisiert in eine Gruppe sich empörender Frauen, die Gisela T. als die älteren, »emanzipierten« etikettiert, sowie eine Gruppe »junger Frauen«, die spontan Beifall klatschten. In Bezug auf ihr Alter positioniert sich Gisela T. selbst als »dazwischen stehend« und führt aus:

G.T.: Das hat große Qualitäten, 'ne bedingungslose Hingabe, würde ich sagen. Und mit dem kritischen Geist, in dem wir auch aufgewachsen sind, sag' ich jetzt mal, auch gerade im Emanzipatorischen, ist einem davon n' Stückchen verlorengegangen vielleicht auch.

I.: Ist das denn ein Widerspruch, also Hingabe und Emanzipation? Steht das irgendwie unvereinbar nebeneinander oder ...?

G.T.: Scheint mir so. Ja. So als wenn, also Emanzipation heißt, seiner eigenen Frau stehen, das heißt also auf jeden Fall auch unabhängig sein zu können von dem Mann, und das andere ist das Gegenteil, also sich in die Abhängigkeit begeben zu können, sozusagen, was auch 'ne große innere Stabilität eigentlich voraussetzt, ja, daß man überhaupt in der Lage ist, sich in so 'ne Abhängigkeit zu begeben, ohne Angst zu haben, sich zu zerstören, wenn das mal ... Sowas.

Mit dem Verweis auf einen »kritischen Geist« verortet sich Gisela T. in einer historischen Zeit, der Zeit ihres Aufwachsens. Zuzufolge ihrer Zeitdiagnose scheint hier jedoch ein geistig-rationales Prinzip einem affektuellen Prinzip im Wege zu stehen. Auffallend ist dabei Gisela T.s Wahrnehmung emanzipatorischer Ideale: Für sie herrscht offenkundig eine unüberwindbare Diskrepanz zwischen dem Wert selbst-

gewählter Hingabe und dem Wert der Emanzipation. Emanzipation wird dabei jedoch weder als Gleichberechtigungsanspruch noch als Machtthema gerahmt. Vielmehr nimmt Gisela T. psychologisierte Kriterien der Stabilisierung einer Ich-Identität in Anspruch, in deren Zentrum die Sorge steht, in der Hingabe »zerstört« werden zu können. Hingabe wird dabei verstanden als innenorientiertes Experiment des Versenkens des psychischen Ichs in das Ich des Anderen, eine Deutung, die mit folgender Passage unterstrichen wird, wo Gisela T. auf ihr Liebesideal zu sprechen kommt:

G.T.: Sowas, dass man sich tief in der Seele verbunden fühlt, verstanden, angekommen, gesehen. So. Gefühlt. Das ist... Ich glaube, das ist so das Entscheidende. Sich gefühlt zu fühlen. Im Urgrund seines Seins gefühlt zu fühlen.

In der rhetorischen Figur, sich »*gefühlt zu fühlen*«, das also, was Gisela T. abschließend als das »*Entscheidende*« bezeichnet, entfaltet sich das Denkmodell einer reziproken Reflexivität. Indem man fühlen möchte, wie der, bzw. die andere fühlt, liegt die Betonung auf der Kontrollebene des eigenen Gefühls. Das drückt eine besondere Idee des Verstehens in der Liebe aus, die sich als »Gebildetheit der Affekte« oder auch als »reflexive Affektualität« bezeichnen ließ. Trotzdem Gisela T.s Beziehungspartner nur auf der »geistigen Ebene« erreichbar sei, bleibt für sie aber die Reflexion durch Emotionalität gültig. Da sich ihr Partner zufolge dieser Deutung bemerkenswerter Weise selbst noch auf der geistigen Ebene »gefühlt fühlen« könne, wird das Fühlen für sie hier zur universellen Idee noch über den Geist.

Die dabei zugrundeliegende Bewährungsregel in der Liebe lässt sich folgendermaßen formulieren: Das Emanzipatorische nimmt Gisela T. als Form wahr, sich nicht zu verlieren, die absolute Hingabe wird dennoch affirmativ in Anspruch genommen. Ihr individuelles Arrangement in diesem Spannungsfeld zeigt sich gewissermaßen als emanzipatorische Emotionalität, die beide Prinzipien integrieren kann. Die Sorge um Identitätsverlust durch das Begeben in Abhängigkeit führt damit nicht zur Entsagung von Leidenschaft. Hier stand zwar zunächst ein kritischer Geist im Wege, Gisela T. hat aber einen Ausweg in der *Innerlichkeit* gefunden. Denn die Emotion ist für sie dann legitim, sofern sie als gebildete Aufmerksamkeit zum Ausdruck kommt. Gisela T. hat damit für sich eine Lösungsstrategie zweier unterschiedlicher Prinzipien gefunden: die integrierende Beherrschung von Hingabe *und* Emanzipation.

Der wiederum 1975 geborene Student der Politikwissenschaft, Bastian L., kommt bei der Einführung seiner Partnerschaft darauf zu sprechen, dass ihm diese bereits sieben Jahre andauernde Liebesbeziehung zur Freundin selbst rechtfertigungswürdig erscheint.

B.L.: Aber, also ich, erstens mal interessiere ich mich für das was, ich will wissen, warum ich so bin wie ich bin, warum ich so handle wie ich handle und das finde ich komisch, wenn äh, ein Typ, der

erst 25 Jahre alt ist schon seit sieben Jahren die gleiche Freundin hat, das is irgendwie komisch. In meinem Freundeskreis sind die meisten Fälle, sind anders. Also da is doch klar, das ich mir dann darüber Gedanken machen muss, bin ich irgendwie total (lacht) komisch oder anders wie die anderen. Na ich selber muss mir das so vor mir selber so n bisschen legitimieren, weil ich ja wirklich kein Spießier sein will. Und wirklich irgendwie auch offen und modern und so und da kommt es mir dann eben nich so richtig offen und modern vor, äh, aber ich will es eigentlich so.

Worin besteht für Bastian L. an dieser Stelle das »Komische« in seinem Selbstentwurf in der Liebe? Es scheint das Unbehagen an der eigenen Identität, an dem, was er an sich als das wahrnimmt, was er ist (»so wie ich bin«) und wie er handelt (»so wie ich handle«). Dabei weist die Frage nach dem »Warum« auf die Nicht-Selbstverständlichkeit der selbst zugeschriebenen Identität – das macht sie »komisch« – eben erklärungsbedürftig. Was ist nun im Besonderen das Erklärungsbedürftige? Es scheint gewissermaßen die in der sieben Jahre andauernden Beziehung angedeutete Alternativlosigkeit des Partners. Für Bastian L. ist also ein Handlungsrahmen selbstverständlich, der eine unbestimmte Zahl von Alternativen in der Liebe nicht nur erlaubt, sondern auch als konkrete Erfahrung (z.B. die Beziehungsmuster seiner Freunde) faktisch enthält. Vor diesem Hintergrund erscheint ihm das Alternativlose seiner Beziehung irgendwie defizitär. Man könnte sagen, wer jedoch im Alltag, von dem es »Nichts ist unmöglich« (Toyota-Werbeslogan) heißt, Gelegenheiten verstreichen lässt und im sicheren Hafen der Langzeitbeziehung bleibt, erregt den Verdacht, »uncool« zu sein. Gegen diesen Selbstverdacht, ein »Spießier zu sein« stellt Bastian L. nun ein Entscheidungsmodell in der Liebe:

B. L.: Deswegen is Liebe eben für mich so was wie Entscheidung plus ähm, dieses Gefühl von irgendwie zu Hause sein, von Ruhe, von kein Stress, man kennt sich, weil man muss sich nich erst kennen lernen, man kennt sich schon, man hat schon so viel Geschichte zusammen.

Hintergrund ist Bastian L.s Ringen in Gesprächen innerhalb seines Freundeskreises um eine, wie er es selbst bezeichnet, »richtige Definition der Liebe«. Was in der Jugendzeit der *Eltern* noch zu erstreiten war, ist heute jedoch banaler Alltag: »*Wer zweimal mit der selben pennt, gehört längst zum Establishment*« hätten schon seine Eltern skandiert, wie er im Interview erzählt. Er löst seine Suche für sich selbst schließlich auf, indem er das Entscheidungsprinzip in der Liebe als letzten Maßstab für gültig erklärt. Denn bloß zu »fühlen, so Bastian L., sei prinzipiell vage, und informiere noch nicht darüber, welchem Gefühl man wie folgen solle. Mit seiner Favorisierung des Entscheidungs- bzw. Vertragsmodells in der Liebe hat Bastian L. überspitzt gesagt, einen Lösungsmodus gefunden, sich nicht ständig in einer »Spaßgesellschaft« erklären zu müssen. Von daher verweist der Selbstwert, »schon so viel (gemeinsame; H.H.) Geschichte zu haben« nicht nur auf das Ideal einer langandauernden Zweierbeziehung, es weist vor allem auf die Gewissheit eindeutiger Regeln hin: (Lebens-) Geschichten müssen nicht erst entworfen werden, sie *sind* schon da. In diesem

Sinne steht im Zentrum Bastian L.s Orientierung die Kontingenz biografischer Normalitäten, zu der er sich auf der Grundlage des Entscheidungsprinzips entwirft und dabei gewissermaßen das »Komische« in seinem Selbstentwurf los wird.

5. Fazit

Abschließend möchte ich in einer kurzen und *idealtypisierenden* Synopse Überlegungen zum Verhältnis von Selbstthematization in der Liebe und der Erfahrungsschichtung unterschiedlicher Generationslagerungen skizzieren.

Für die *frühen Jahrgänge* meines Samples, das heißt den etwa um 1940 bis Mitte der 50er Jahre Geborenen, fallen Pubertät und Adoleszenz in die Zeit eines restaurativen Nachkriegsklimas, das bewährungsstrategisch Konformität mit den Normen einer vergleichsweise alternativlosen Normalbiografie erfordert. Die frühe Erwachsenenphase, als Gelegenheitsstruktur und zugleich Schließung der Formgestalt des Generationszusammenhangs fällt aber bereits in die Zeit der Liberalisierung und der Überkommenheit dieser Normenvorgaben. Die Eröffnung von Chancen autonomer Selbstentwürfe auf der Grundlage der Abwägung ihrer Legitimität oder Illegitimität wird hier jedoch zum sinnstiftenden Generationszusammenhang. Das Eingangsbeispiel der fiktiven Kommunardin »Katrin« liest sich daher als eine solche Lösungsvariante, nämlich der Überprüfung des eigenen Selbstentwurfs an politischen Kategorien, hier im Spiegel eines Befreiungstheorems. Die regulative Idee der Liebe zeigt sich so als Versuch der Selbstbehauptung gerade gegen die herrschende Konventionalität, und ihr Ausweg in der Errichtung eines emanzipatorischen Selbst, mit dem eine »eigenwillige« Subjektivität entdeckt wird, welche Authentizität *gegen* die Versprechungen der Normalbiografie verheißt.

Pubertät und Adoleszenz der *mittleren Geburtsjahrgänge*, der ungefähr Anfang der 50er Jahre bis etwa Mitte der 60er Jahre Geborenen, fallen in eine bereits liberalisierte Wohlstandsgesellschaft, in der die Pluralisierung von Lebensentwürfen Normalität geworden ist. Der generationsspezifische Problemhorizont der Gefahr von Entfremdung ist hier aber nach *innen* gewendet, er ist quasi psychologisiert, so etwa bei der Interpretation von Geschlechterdifferenzen am Fall Gisela T. Sie bezieht sich mit ihrem Verweis auf den zum Allgemeingut ihrer Generationserfahrung erklärten »*kritischen Geist*« ja gerade implizit auf die Vorgängergeneration. Der »kritische Geist« fließt hier jedoch weniger als Chance, sondern vielmehr als potentielle Gefahr in die Selbstdeutung ein. Auf der Ebene der Selbstkontrolle stemmt sich Gisela T. dagegen, indem sie das Fühlen zum letzten Bezugspunkt der Selbstvergewisserung erhebt.

Die *späten Geburtsjahrgänge*, die etwa ab Ende der 60er Jahre Geborenen, haben bereits Eltern der frühen Jahrgänge und wachsen in eine individualisierte (Risiko-) Gesellschaft hinein. Emanzipatorische Leitideale sind ihnen längst vertraut, der gemeinsame Problemhorizont, besteht darin, den eigenen Identitätsentwurf gegen eine Lebenswelt zu behaupten, die permanent variabel und kontingent erscheint, das heißt, die Gegenwartsgesellschaft wird primär als multioptionale Gesellschaft wahrgenommen. Die regulative Idee der Liebe im Sinne der Deutung eines autonomen Selbstentwurfs scheint dabei rückgebunden an das Prinzip der Selbstbestimmung als Behauptung gegen die Zumutungen von Kontingenz.

Eine zweifellos erforderliche, genauere Bestimmung des Genderings in biografischen Selbstthematizierungen mit dem Kernthema Liebe – sowie dessen Wandel – ist an anderer Stelle intensiv auszubauen. Denn gerade in Bezug auf die Übergänge im Generationswandel ist zu vermuten, dass der vielschichtige Wandel der Geschlechterordnung der letzten Jahrzehnte als roter Faden dieser Übergänge zeichnet. Gleichwohl – und dies war das primäre Anliegen meines Vortrags – sollte sichtbar werden, dass es fruchtbar ist und bleibt, dem Verhältnis zwischen biografischer Selbstthematizierung in der romantischen Liebe und der »sozialen Umwelt« (Willems/Hahn 1999) dieser Selbstthematizierungen, also der Frage nach ihren jeweiligen historischen Randbedingungen auf der Spur zu bleiben.

Literatur

- Burkart, Günter (1998), »Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe«, in: Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen I*. Opladen, S. 15–50.
- Corsten, Michael (1993), *Das Ich und die Liebe. Subjektivität, Intimität, Vergesellschaftung*, Opladen.
- Hahn, Alois (1987), »Identität und Selbstthematizierung«, in: Hahn, Alois/Kapp, Volker (Hg.), *Selbstthematizierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a.M., S. 9–24.
- Lenz, Karl (2003), *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*, Wiesbaden.
- Luhmann, Niklas (1982), *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M.
- Overmann, Ulrich (1994), *Erster Entwurf für den Vortrag: »Generationspezifische Bewusstseinslagen als Strukturierungsfaktor in der deutschen Nachkriegsgeschichte*, Ms., Frankfurt a.M.
- Reitz, Edgar (1993), *Die Zweite Heimat. Chronik einer Jugend in 13 Bd.*, München.
- Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hg.) (1999), *Identität und Moderne*, Frankfurt a.M.